

„Charlie ist da! Und Charlie macht weiter!“

Er saß mit am Tisch, als die Attentäter am 7. Januar 2015 die Redaktionsräume von „Charlie Hebdo“ stürmten und zwölf Menschen erschossen. Herausgeber Laurent Sourisseau über das Drama von damals und die Schwierigkeit heute, die Zeitung zu führen

Von Stephan Maus, stern, 16.07.2015

Monsieur Sourisseau, stimmt das Sprichwort „Die Zeit heilt alle Wunden“?

Die Zeit heilt nicht, sie mildert. Die Zeit wird uns helfen. Heilen wird sie nichts.

Wie haben Sie den Anschlag erlebt?

Ich war an jenem Mittwochmorgen in der Redaktion. Wir haben einen Knall gehört. Dann noch einen Knall und noch einen. Alle sind aufgesprungen. Dann flog die Tür auf. Ein Mann tauchte auf. Ganz in Schwarz. Mit einem Maschinengewehr. Ich habe seine Waffe gesehen, ich habe das Weiß in seinen Augen gesehen.

Was denkt man in so einem Moment?

Man denkt gar nichts. Man versteht. Ich habe mich sofort hingeworfen. Der Mann stand anderthalb Meter von mir entfernt und schoss in den Raum. Alles war ganz still. Man hörte nur die Schüsse. Keinen einzigen Schrei. Dann hat er auf mich gezielt. Er hat mir die rechte Schulter zertrümmert. Ich habe mich nicht bewegt. Ich

bin auf dem Boden liegen geblieben. Die ganze Zeit, die ganze Zeit. Habe nur darauf geachtet, dass sich mein Brustkorb nicht hebt. Ich habe mich tot gestellt.

Haben die Täter gesprochen?

Der eine hat gesagt: „Wir sind von al-Qaida aus dem Jemen.“ Und dann einer zum anderen: „Nicht die Frauen.“ Danach haben sie wieder geschossen. Einen Augenblick später habe ich unten auf der Straße Schüsse gehört. Da habe ich gedacht, sie sind rausgegangen. Aber ich habe mich noch immer nicht bewegt. Denn ich war mir noch immer nicht sicher, ob wirklich beide den Raum verlassen hatten. Erst als sich andere bewegten, habe ich verstanden, dass die Attentäter nicht mehr da waren. Da habe ich mich umgedreht. Ich habe mir mit den Füßen einen Stuhl herangezogen, um meine Beine hochzulegen. Ich wusste ja nicht, wie schwer ich verletzt war. Ich sagte mir: „Wenn ich viel Blut verliere, muss möglichst viel vom Rest zum Gehirn strömen.“

Sie blieben erstaunlich ruhig.

Panik führt zu nichts. Während der Schießerei habe ich die Sekunden gezählt: Eine Sekunde – ich lebe noch. Zwei Sekunden – ich lebe noch. Als es zu Ende war, war kein Laut zu hören. Kein Klagen, kein Wimmern. Da habe ich verstanden, dass die meisten tot waren.

Worüber hatte die Redaktion gesprochen, als die Täter das Gebäude stürmten?

Wir sprachen über das Buch von Michel Houellebecq. Und über die jungen Franzosen, die in den Dschihad ziehen. Einige sagten: „Das sind Typen aus den Vororten. Die sind verloren. Die wissen nicht mehr, was sie machen sollen. Man hat sich in Frankreich nicht genug um sie gekümmert. Also denken sie, dort drüben gäbe es noch Ideale.“ Andere sagten: „Keine Entschuldigungen!“ Wir dachten, diese Typen seien 10 000 Kilometer entfernt. Dabei standen sie vor unserer Tür.

Sie wurden ins Krankenhaus gebracht. Hatten Sie dort noch Angst?

Als ich im Krankenhaus lag, waren die Attentäter, die Brüder Kouachi, noch auf der Flucht. Ich hatte das Gefühl, diese Typen sind allmächtig. Gegen die kann kei-

ner was ausrichten. Stell ihnen zwei Polizisten gegenüber, und sie werden sie töten. Zehn Polizisten, und sie werden sie töten. Im Krankenhaus sagte man mir: „Keine Sorge, dies ist ein Militärkrankenhaus.“ Ich antwortete: „Ist Ihnen nicht klar, dass diesen Typen vollkommen egal ist, dass man ihnen Militär entgegenstellt? Die knallen einfach alle ab.“ Ich dachte, die wollen die Überlebenden auch noch erledigen.

Sie wirken heute sehr stark. Würden Sie sich als traumatisiert beschreiben?

Gezeichnet, ganz sicher. Aber traumatisiert? Ich weiß es nicht. Wir werden alle von Psychiatern betreut. Sie wollten zuerst feststellen, ob wir an posttraumatischen Störungen leiden. Also hat mich mein Psychiater gefragt: „Haben Sie Alpträume?“ Ich habe gesagt: „Nein, ich schlafe gut.“ Er fragte: „Wachen Sie nachts schreiend auf?“ Ich sagte: „Nein, ich schlafe gut.“ Ich verhielt mich nicht, wie ich mich hätte verhalten sollen. Vielleicht bin ich weniger traumatisiert als andere in der Redaktion.

Ihr Vater war Bestatter. Haben Sie dadurch ein besonderes Verhältnis zum Tod?

Das ist ein Milieu, in dem man Humor braucht. Man muss die Ereignisse mit Distanz betrachten können. Wenn Sie sich alles zu sehr zu Herzen nehmen, können Sie diesen Beruf nicht ausüben. Daher kommt mein schwarzer Humor.

Welche Gefühle haben Sie für die Brüder Kouachi?

Ich habe keine Nachsicht mit ihnen. Sie haben sich von einer fanatischen Ideologie gefangen nehmen lassen. Ich bedaure sie und dann auch wieder nicht. Sie haben ihr Leben verbockt. Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn sie noch am Leben wären und ich ihnen in einem Prozess gegenübergestanden hätte. Vielleicht hätte ich sie am ehesten als die kleinen Arschlöcher beschimpft, die sie sind. Und ihnen ein paar Ohrfeigen gegeben. Das ist alles, was sie verdienen.

Ist „Charlie Hebdo“ heute anfälliger für Selbstzensur?

Wir glauben immer noch, dass wir das Recht haben, alle Religionen zu kritisieren. Nun möchte ich aber auch nicht, dass man denkt, „Charlie“ sei vom Islam besessen. Wir werden jetzt nicht „Isis Hebdo“ machen. Wir sind ein atheистisches Blatt.

Aber wir interessieren uns nicht ausschließlich für Religion. Außerdem kritisieren wir auch andere Religionen als den Islam. Allein die katholischen Fundamentalisten haben unzählige Prozesse gegen uns angestrengt. Insgesamt haben wir gar nicht so viele Islamkarikaturen gemacht. Mit dem Erstarken des Islamismus war es die Nachrichtensituation, die uns die Islamkarikaturen quasi aufgezwungen hat.

Empfinden Sie den Islam als eine gewalttätige Religion?

Der Islam ist nicht aus einem Guss. Es gibt unzählige Tendenzen in der muslimischen Welt. Wie in allen Religionen. Die Fehler, die man dem Islam vorwerfen kann, kann man allen Religionen vorwerfen. Alle Religionen hatten in ihrer Geschichte totalitäre Tendenzen. Gerade in Frankreich haben wir das während der Religionskriege aufs Schrecklichste zu spüren bekommen.

Haben Sie heute Angst, wenn Sie auf der Straße Männer im Kaftan oder verschleierte Frauen sehen?

Ich habe keine Angst vor Muslimen. Natürlich darf jeder anziehen, was er will. Aber ich finde es zum Beispiel schade, wenn Frauen schon in jungen Jahren einen Schleier tragen. Vor allem in einem Land, wo sie frei leben könnten.

Werden Sie persönlich Mohammed weiterhin karikieren?

Nein. Wir haben Mohammed gezeichnet, um das Prinzip zu verteidigen, dass man zeichnen darf, was man will. Wir haben das nicht aus irgendeinem persönlichen Interesse gemacht. Sondern wir haben das für die französische Gesellschaft gemacht. Es ist ein wenig seltsam: Man erwartet von uns, dass wir eine Freiheit ausüben, die im Grunde niemand mehr zu nutzen wagt. Dabei haben wir unseren Job gemacht. Wir haben das Recht auf Karikatur verteidigt. Nun sind andere dran. Voilà.

Liberté, Égalité, Fraternité – für einen Satiriker dürften das wenig mehr als Worthülsen sein. Haben Sie durch die Attentate die Republik lieben gelernt?

Nur die Republik kann uns schützen. Wenn wir Satire gemacht haben, dann war es immer, um die Werte der Republik und der Französischen Revolution zu verteidigen. Okay, wir haben es auf unsere Art und Weise gemacht. Aber wir haben uns diesen Werten immer verpflichtet gefühlt.

Der französische Soziologe Emmanuel Todd sagt: „Gotteslästerliche Reden über den Islam führen heißt, die Schwachen der Gesellschaft, nämlich die Immigranten, zu schmähen.“ Was antworten Sie?

Er setzt Islam und Immigranten gleich. Und er setzt Islam und die Schwachen gleich. Vereinfachungen, die ziemlich erstaunlich sind für einen Intellektuellen. Ich denke, man sollte etwas mehr Wertschätzung für die Muslime zeigen. Ich habe Vertrauen in die Fähigkeit der französischen Muslime, kritisch über ihre Religion nachzudenken.

Emmanuel Todd schreibt in seinem aktuellen Bestseller „Qui est Charlie?“, dass es vor allem die verunsicherte Mittelklasse war, die nach dem Anschlag auf die Straße ging, um in ihrem Protest gegen den Sündenbock Islam so etwas wie Selbstbestätigung zu finden. Er analysiert die Solidaritätswelle als verkappte Islamophobie. Was halten Sie von seiner Theorie?

Wenn Sie heute zur Place de la République gehen und schauen, was die Menschen auf die Statue der Republik geschrieben haben, werden Sie sehen: All diese Menschen haben sich bei den Solidaritätsmärschen um republikanische Werte versammelt. Ich glaube, die Menschen hatten Angst, dass die Republik destabilisiert würde. Sie haben das Attentat als eine Aggression gegen republikanische Werte gesehen.

Nach dem Attentat hat „Charlie“ viel Geld bekommen. Die Redaktion erhielt 4,3 Millionen Euro Spenden, die Auflage hat sich vervielfacht, der Gewinn vor Steuern seit Januar wird auf 12 Millionen Euro geschätzt. Seitdem gibt es in der Redaktion Streit und Zwietracht.

Nach dem Attentat waren viele destabilisiert. Wir haben die halbe Redaktion verloren, und jeder musste sein Trauma überwinden. Aber das hat sich beruhigt.

Ist das viele Geld ein Fluch?

Alle, die das sagen, irren sich. Zuallererst gibt es das Geld, das an die Opfer gehen wird. Dann gibt es das Geld, das der Zeitung gehört. Viele Zeitungen haben finanzielle Probleme angesichts der Medienkrise. „Charlie“ hat sich gut verkauft. Das gibt uns Sicherheit.

15 Mitglieder der Redaktion haben eine Erklärung in „Le Monde“ veröffentlicht, in der sie fordern, „Charlie“ von einer Kapitalgesellschaft in eine Genossenschaft umzuwandeln. Sie verlangen mehr Transparenz und mehr Mitbestimmung. Als Herausgeber und Hauptanteilseigner widersetzen Sie sich diesem Wunsch der Redaktion. Warum?

Wir sind dabei, unsere Statuten zu ändern. Nicht um eine Genossenschaft zu machen, sondern eine „Société Solidaire de Presse“. Das ist ein ganz neuer Status. Er garantiert, dass jedes Jahr mindestens 70 Prozent der Gewinne zurückgelegt werden. So vermeidet man eine zu hohe Dividendenausschüttung. So bilden wir ausreichend Rücklagen.

Viele Redakteure haben für „Charlie“ ihr Leben riskiert. Warum machen Sie nicht alle Redaktionmitglieder zu Miteigentümern und führen so mehr Mitbestimmung und Transparenz ein?

Bei „Charlie“ waren alle Eigner immer auch Angestellte. So steht es in den Statuten. Auf diese Weise wollten wir verhindern, dass die Zeitung von jemandem gekauft wird, der nicht der Redaktion angehört. Die Zeitung wird also von denen geführt und geleitet, die sie auch machen.

Aber nur von einigen wenigen. Im Moment besitzen Sie 40 Prozent der Anteile, Finanzdirektor Eric Porthault 20 Prozent, der Rest gehört den Erben Ihres Vorgängers, des ermordeten Zeichners und Herausgebers Stéphane Charbonnier.

Nicht alle, die bei „Charlie“ arbeiten, werden auch zwangsläufig Anteilseigner. Manche Leute werden eingestellt, um eine gewisse Arbeit zu verrichten. In den Aufgabenbereich der Leitung hingegen fällt es, Entscheidungen zu treffen. Unternehmensbeteiligung und Redaktion, das sind zwei ganz verschiedene Sachen. Es wird in Zukunft Angestellte geben, die auch Anteilseigner werden, das ist sicher. Aber eben nicht alle.

Nun könnte man sagen: Sie besitzen 40 Prozent der Anteile und sind der Chef. Sie wollen einfach Ihr Geld behalten und Ihre Privilegien nicht abgeben.

Aber ich besitze das Geld doch gar nicht. Ich habe eine Verantwortung. Anteilsscheine sind doch kein Geld. Als Hauptanteilseigner haben Sie ein wenig das

Schicksal der Zeitung in der Hand. Mein Ziel ist es, dass die Zeitung diese schwierige Zeit überwindet. Mein Ziel ist es, eine neue Generation zu holen. Denn eine ganze Generation wurde am 7. Januar vernichtet. Chef sein, nur um Chef zu sein, das ist uninteressant. Es gibt einerseits die Macht und andererseits die Gestaltungskraft. Macht ist für diejenigen, die keine Gestaltungskraft haben. Nur Menschen, die keine Ideen haben, wollen Macht.

Trotzdem üben Sie Ihre Macht ganz ungeniert aus. Sie sagen Ihren Kollegen: Es gibt keinen Wandel.

Natürlich gibt es Wandel.

Aber nicht hin zu einer Genossenschaft.

Nein. Ich habe von Anfang an gesagt, dass ich das für keine gute Idee halte. Ein guter Journalist ist noch lange kein guter Unternehmer.

Spitzfindig.

Stimmt aber. Es gibt Leute, die hervorragende Journalisten sind, aber wenn sie eine Entscheidung treffen müssen, dann sieht die Sache schon ganz anders aus.

Dann stimmen Sie mit Ihrem Anwalt überein, der gesagt hat: „30 Maulhelden im Kapital, das wäre unmöglich zu verwalten.“

Natürlich hat er damit recht. Man muss realistisch sein. Das sympathische Durcheinander ist für eine Redaktion okay. Aber wenn die Anteilseigner damit anfangen, dann herrscht totale Anarchie. Es kommt doch auch immer darauf an, mit wem Sie eine Genossenschaft machen. Wenn Sie Leute in Ihrer Redaktion haben, die noch nicht einmal ihre Arbeit als Journalist ordentlich hinbekommen, dann fragen Sie sich schon: „Wären das auch gute Unternehmer?“ Da bin ich mir eben nicht so sicher.

Als Satiriker kritisieren Sie Machtanhäufung. Aber als Chef üben Sie Ihre Macht sehr selbstbewusst aus.

„Charlie“ lässt seine Angestellten in Ruhe. Es gibt bei uns Freizügigkeiten wie in keinem anderen Medienunternehmen.

Und doch haben Sie vor Kurzem der Redakteurin Zineb El Rhazoui mit Kündigung gedroht, weil sie angeblich ihre Arbeit vernachlässigt hat.

Eine lange Geschichte. Es ist nicht das erste Mal, dass ich versuche, ihr gewisse Dinge klarzumachen. Natürlich zieht sie jetzt ihre Opfernummer ab.

Was genau regt Sie denn so auf?

Schon vor dem Anschlag gab es Redakteure, die sich der Zeitung gegenüber ungezwungen verhielten. Der 7. Januar hat auch mich geprägt. Seitdem ertrage ich ungeniertes Verhalten nicht mehr. Mit dieser Zeitung Spaß man nicht einfach so herum. Man kommt nicht einfach, wenn man Lust hat. Hier sind Menschen gestorben. Wir müssen die Zeitung wieder aufbauen. Alle arbeiten wie die Irren. Da kann einen dieses ungezwungene Verhalten schon mal aufregen. Das habe ich versucht, Zineb zu erklären. Ich hoffe, sie hat das verstanden.

Zineb El Rhazoui ist Opfer von Morddrohungen. Sie hatte lange keinen festen Wohnsitz, lebte aus dem Kofferraum ihrer Leibwächter, die sie immer überallhin begleiten. Und einer bedrohten Journalistin fällt Recherche schwer. Muss man in solch einem Fall wirklich so viel Strenge walten lassen?

Sie sagt, sie sei Opfer. Bin ich auch. Sie sagt, sie habe ständig ihre Leibwächter um sich. Habe ich auch. Alle haben dasselbe durchlebt wie sie. Sogar Schlimmeres. Sie war bei dem Attentat nicht in der Redaktion. Es gibt Redakteure, die während des Attentats in der Redaktion waren und trotzdem ordentlich weiterarbeiten; die „Charlie“ respektieren. Mehr verlange ich nicht. Entweder respektiert man „Charlie“, oder man macht etwas anderes.

Es gibt Leute, die sagen, die Stimmung in der Redaktion sei unerträglich.

Manche Menschen wollen ein gewisses Klima schaffen. Das ist ermüdend. Manchmal frage ich mich, ob es sie nicht schlicht ankotzt, dass sich „Charlie“ gar nicht so schlecht schlägt. Manchmal frage ich mich, ob diese Leute nicht wollen, dass „Charlie“ mit einem großen Knall untergeht. Diesen Menschen sage ich: Nein! „Charlie“ ist da! Und „Charlie“ macht weiter!

Sie sind nun richtig wütend.

Diese Zeitung war schon immer sehr schwierig zu machen. Sie verlangt enormes Engagement. Und seit den Morden ist es noch schwieriger. Nichts ist einfach.

Weder für mich noch für die anderen. „Charlie“ ist kein Spielzeug. Es gibt Leute, die mit „Charlie“ herumspielen wollen. Indem sie alles Mögliche erzählen. Indem sie die Zeitung verunglimpfen. Diese Leute sollen die Finger von „Charlie“ lassen. Nach all dem, was wir erlebt haben, verlange ich Respekt für diese Zeitung. Für die, die sie gemacht haben. Und für die, die sie machen.

2011 gab es einen Brandanschlag gegen „Charlie“. Damals sagte der Zeichner Wolinski: „Ich glaube, wir sind Leichtfertige und Schwachköpfe, die unnötige Risiken eingegangen sind. Wir hielten uns für unverletzlich. Jahrelang haben wir provoziert. Dann hat sich die Provokation gegen uns gewendet. Wir hätten das alles lassen sollen.“ Im Januar wurde Wolinski erschossen. Bringt Sie das zum Zweifeln?

Natürlich stellt man sich Fragen. Aber es ist doch immer dasselbe: Sie werden zur Geisel. Wenn Sie sagen, dass man das alles hätte lassen sollen, dann geben Sie den Attentätern recht. Dann müsste man eine Zeitung wie „Charlie“ ganz aufgeben. Dann hätte eine Zeitung wie „Charlie“ nicht mehr ihren Platz in der demokratischen Gesellschaft.

Hatten Sie denn niemals Zweifel?

Als ich am 7. Januar blutüberströmt auf dem Boden lag und auf die Hilfskräfte wartete, habe ich mir gesagt: „Letztlich wollen die Menschen uns nicht mehr. Sie wollen uns vernichten. Wir haben in der gegenwärtigen Gesellschaft keinen Platz mehr.“ Aber als ich dann all die Menschen gesehen habe, die wenige Tage später auf die Straße gegangen sind, habe ich verstanden, dass es doch nicht so einfach ist. All diese Menschen wollten, dass „Charlie“ fortbesteht. Also müssen wir weitermachen. Wir haben nun fast so etwas wie eine historische Verantwortung.